Unter den Eingeborenen

Wenn die ghanaische Patentochter 14 Tage lang in der Schweiz weilt

Erster Tag

Frühmorgens war ich zeitig in Kloten eingetroffen, zerstreute mich in der Wartehalle mit etwas Lektüre und wollte eben zur Ankunft schlendern, als Mavis vor mir stand. Sie hatte mich unter den Wartenden sofort ausfindig gemacht, während ich den Moment ihrer Einreise in die Schweiz verpasst hatte, den ich mir für sie, und mich, als eine Art Initiation vorgestellt hatte. Wir begrüssten uns formell, gemessen, etwas verlegen. Problemlos sei der Flug gewesen, erklärte sie, und ich wunderte mich über ihre Abgeklärtheit. Jeansjacke, Jeanshose, ein kleiner Koffer, eine prall gepackte Reisetasche. Gelassen, als gehörten Flugreisen zu ihrem Alltag. Ich nahm ihr die Reisetasche ab, dann gingen wir zum Bahnhof und setzten uns in den Zug.

In der Vorstadt mussten wir umsteigen, nahmen bei lauen Temperaturen in einem Café beim Bahnhof schnell ein Getränk zu uns. Sie bestellte nach einigem Überlegen ein *Coke*, was ich für den Auftakt und ausnahmsweise akzeptieren wollte. Danach erklärte ich ihr die Anfahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln nach D., was sie aufmerksam, aber kommentarlos zur Kenntnis nahm. Mit einigem Geplauder, einigen Hinweisen meinerseits auf die vorbeiziehende Vorstadt, Bebauung, Landschaft ging die Fahrt vorüber. Ihre Antworten fielen einsilbig aus, natürlich, sie musste nach dem Nachtflug schläfrig sein. Zuhause wies ich ihr

©Stefan Howald 2006

Badezimmer und Gästezimmer zu. Ja, sie sei müde, sie habe während des Flugs nicht schlafen können. Also duschte sie und zog sich dann ins Zimmer zurück.

Erst am späten Nachmittag zeigte sie sich wieder. Der Abflug war ja aufreibend gewesen. Zwar hatte sie, nachdem wir in ihren Besuch in der Schweiz einmal eingewilligt und das Geld überwiesen hatten, alles zügig organisiert, den Flug mit Lufthansa via Frankfurt gebucht, uns den Termin mitgeteilt, das Billet abgeholt. Aber dann, am Mittwoch Abend, war ein Anruf aus Accra gekommen, sie habe keinen Sitzplatz mehr ergattern können, da der Flug überbucht gewesen sei; statt dessen habe man ihr einen Transfer nach Lagos angeboten, den sie aber abgelehnt habe. Ich, nicht mehr an solche Vorkommnisse gewohnt, hatte schon in Panik geraten wollen, ob damit die ganze Reise hinfällig werde? Worauf sie mit heller Stimme versichert hatte, nein, nein, man habe ihr für den nächsten Tag einen Platz im Flug nach Zürich versprochen, sie könne bei Verwandten in Accra übernachten und müsse am nächsten Tag nur frühzeitig genug am Flughafen sein, keine Sorge, *bye*, lang gezogen, singend, mit ihrer Stimme, die uns immer wieder an das Kind in der 23-jährigen Frau gemahnte.

Am Donnerstag Abend hatte sie erneut angerufen und bestätigt, sie steige tatsächlich nächstens ins Flugzeug. Jetzt also war sie da, zum ersten Mal im Ausland. Ich erklärte ihr ein paar Handgriffe in Küche und Stube, dann begann ich, da R. an diesem Abend arbeiten musste, zu kochen, während Mavis sich durch die Vorabendprogramme zappte. Die Begrüssungsmahlzeit hatten wir sorgfältig ausgewählt: Nicht spezifisch afrikanisch, um nicht unzulässig in ihre Domäne einzudringen, aber auch nicht zu europäisch, fremdartig oder einschüchternd. Couscous schien ein passender Kompromiss. Gleich rümpfte sie ihre Nase, meinte, das kenne sie, aber der Geschmack passe ihr nicht besonders, liess sich freilich herab, ein wenig zu probieren, nur, um deutlich den Mund zu verziehen. Ich ignorierte solches Gebaren vorerst, sah zu, wie sie die Fleisch- und Gemüsestücke herauspickte, bis zum Schluss ein unansehnlicher Berg erkalteten Couscous auf dem Teller zurückblieb. Nein, den wollte sie nicht mehr essen, beschied sie mir. Ich war irritiert über die deutliche Zurückweisung, gar befremdet, gleichzeitig beschämt, denn ich konnte sie ja nicht gleich am ersten Abend hungrig lassen.

Also setzte ich einen Topf mit Teigwaren auf. Die liebte sie, wie ich wusste, und darin steckte eine Geschichte. Als Mavis klein gewesen war, hatte in der Nachbarschaft ein gleichaltriges Mädchen gewohnt, der Vater Italiener, die Mutter Ghanaerin, und in deren Haus hatte Mavis

©Stefan Howald 2006

Teigwaren kennen gelernt, für sie ein fremdartiger Luxus. Die ghanaisch-italienische Ehe war dann auseinander gebrochen, Mavis hatte ihre Kameradin aus den Augen verloren. Als ich sie und ihren Vater Joshua vor fünf Jahren in Kumasi besucht hatte, hatte ich beide auf ihren Wunsch in ein italienisches Restaurant eingeladen, und da war eben dieser Italiener aufgetaucht, mit einer deutlich jüngeren Ghanaerin am Arm, und Joshua hatte versucht, auf sich aufmerksam zu machen, was der Italiener, geflissentlich, wie mir schien, übersah, bis Mavis dem Vater etwas zuzischte, worauf dieser endlich begriff und dem Italiener enttäuscht hinterher schaute.

Teigwaren jedoch, die waren ihre Lieblingsspeise geblieben, und die verschlang sie jetzt nach dem Couscous-Desaster mit etlichem Appetit.

Zweiter Tag

In Briefen und e-mails hatten wir im Vorfeld des Besuchs versucht, herauszufinden, was Mavis in der Schweiz gerne sehen, tun möchte, hatten sie gebeten, ein paar Vorschläge zusammenzustellen, aber da wir nicht eben viel gekommen: Typisch Schweizerisches eben, hatte sie gemeint, und was darunter zu verstehen war, war uns überlassen geblieben.

Wegen unterschiedlicher beruflicher Belastungen übernahm R. am zweiten Tag die Betreuung in der ersten Tageshälfte und führte Mavis auf den lokalen Markt. Mavis spürte einigen vage vertrauten Pflanzen nach, liess sich von andern Geschmack und Verwendung erklären. Um die Mittagszeit sollte ich die beiden in einem Café in der Vorstadt treffen. In diesen Tagen weilte gerade ein hoher östlicher Religionsführer im grossen Mehrzweckstadion, so dass viele Menschen mit beglückten Augen und einem Eintrittspass um den Hals sich im Café leiblich stärken wollten; nach einer halben Stunde verzichtete ich angesichts der überforderten Kellnerin und den vielen glücklichen Menschen auf ein Getränk und fuhr mit Mavis im Tram in die Innenstadt. Hinweise auf ein paar Häuser, Jahreszahlen, wurden einsilbig hingenommen. Auf dem Lindenhof, zwischen spanischen und japanischen Touristengruppen, würdigte sie mit grossen Augen die Geschichte, die ich halbwegs zusammenstiefelte, über die bewaffneten Zürcherinnen, welche die Stadt einst gerettet hatten, aber mit welchem Lohn und Gewinn? Dann stiegen wir an die Limmat hinunter, die sie, wie mir schien, eher misstrauisch beäugte. War Zürich eine alte Stadt für eine junge Frau aus einem jungen Kontinent, der auch eine Geschichte, aber ein anderes Geschichtsverständnis hat? Bedeutete diese Geschichte für

©Stefan Howald 2006

sie etwas? Ja, was bedeuteten Häuser, Architektur, da sie doch zuhause zwischen ländlicher Einfachheit und ärmlicher Sachlichkeit wohnte? Ich merkte, dass ich mich zu wenig auf solche Fragen des Kulturtransfers vorbereitet hatte.

Immerhin, die Bratwurst am berühmten Stand in der Innenstadt schmeckte ihr, und als sie die Spatzen verscheuchte, konnte ich die Geschichte erzählen, wie ich vor ein paar Jahren mit meinem englischen Fussballteam an eben dieser Stelle Bratwürste verzehrt hatte und die Spatzen im Sturzflug unser Brot attackiert hatten, was meine Kollegen urkomisch fanden, mit vielen Witzen über die Wehrhaftigkeit der Schweizer Spatzen und *Swiss army knives*; eine längliche Erzählung, die Mavis mit einem Schnalzen quittierte, das ich als wohlwollendes Erstaunen interpretierte.

Am Abend kochte R. sicherheitshalber erneut Teigwaren zum Nachtessen, die Mavis verschlang, während sie im Salat vorsichtig und nicht eben überzeugt herumstocherte, schliesslich die Hälfte auf dem Teller liess, was wir nachsichtig übersahen.

R. hatte mit dem Sohn einer Bekannten telefoniert, der versprochen hatte, Mavis an einem der kommenden Abende in eine Disco in der Stadt mitzunehmen. Das war einer der wenigen Wünsche gewesen, die sie geäussert hatte, und er hatte uns geradezu beruhigt. Als ich sie das erste und bislang einzige Mal gesehen hatte, in Accra, war sie gerade achtzehn geworden, einerseits durchaus bestimmt und selbstbewusst, anderseits eng mit ihrem Vater verbunden, dessen strenge Moralvorschriften unbefragt befolgend; so ging sie abends kaum je aus, ja, sie hatte sich von einer Freundin getrennt, weil die, wie sie meinte, einen «unsteten Lebenswandel» begonnen hatte, was mich damals, im anderen kulturellen Kontext, nicht uneingeschränkt aber doch eher positiv berührt hatte.

©Stefan Howald 2006

Die Mischung schien sich in den vergangenen fünf Jahren nicht viel verändert zu haben. Sie studierte jetzt in Cape Coast, wohnte in einem studentischen Wohnheim, doch während der Ferien fuhr sie zum Vater nach Kumasi zurück. Ausgang am Abend gab es da immer noch kaum, um 10 Uhr war sie zuhause. Doch auch in Cape Coast liess nichts auf irgendwelche normalen jugendlichen Exzesse schliessen. Deshalb schien uns, für ihre 23 Jahre, der Wunsch nach einem Abend in der Disco nichts als billig. Die begänne, hatte der junge Mann uns erklärt, um 11 Uhr abends, und dann würde er für den Rücktransport sorgen, um 3, spätestens 4 Uhr morgens würde er Mavis bei uns abliefern, was wir akzeptiert hatten. Als wir ihr das Arrangement mitteilten, schlug sie nur die Hand vor den Mund. Nein, das sei viel zu spät, zu anstrengend, zu aufwändig, da bleibe sie lieber mit uns zuhause; und liess dann später nichts mehr von irgendwelchen Disco-Wünschen verlauten.

Dritter Tag

Da Mavis während ihres Aufenthalts in der Schweiz nicht verloren gehen sollte, war uns nichts anderes übrig geblieben, als nach langem, zunehmend irreal werdendem Abwehrkampf endlich auch ein Handy anzuschaffen. So hatte ich mich vertraut gemacht mit den Spielzeug-Tasten und den einfachsten Befehlen; ohne mich in die Tiefen von SMS oder Klingeltönen zu verlieren, nur, um anrufen und antworten zu können. Als ich ihr das Handy aushändigte, ihr die wenigen Handgriffe erklären und einen Zettel mit unserer Telefonnummer dazugab, begann sie gleich belustigt, die Nummer zu speichern, zu welchem Kunstgriff ich mich bislang nicht hatte aufraffen wollen oder können.

Das war ja zu erwarten gewesen, dass ihre Kenntnisse die meinen übertrafen. Schliesslich hatte sie aus Ghana immer mit so einem Ding angerufen, wobei zumeist nach ein paar Minuten die SIM-Karte abgelaufen war. Tatsächlich sind Handys für Afrika sinnvoll, indem sie die technische Stufe des lückenhaften terrestrischen Telefonnetzes überspringen. Neben den kurzen Anrufen waren gelegentlich e-mails aus dem Internetcafé gekommen, eine kurze Nachricht oder ein Hinweis, dass ich eine, ziemlich kitschige, elektronische Weihnachtskarte abrufen könne. Tatsächlich hat das Internet die Informationskluft zwischen Norden und Süden überbrückt. Und reisst gleichzeitig neue Klüfte auf, entlang sozialen und finanziellen Unterschieden. Mavis, aus bescheidenen Verhältnissen, gehörte als Studentin mittlerweile

©Stefan Howald 2006

zum mobiler werdenden Mittelstand, bei dem die technischen Kenntnisse die finanziellen Mittel öfters übersteigen.

Als wir an diesem Tag an einem Plakat zu einer gerade eröffneten Magritte-Ausstellung vorbeikamen, erkannte sie das Bild, oder die Figur, die kürzlich in einem Film mit dem James-Bond-Darsteller, dem irischen, aufgetaucht sei. Mir war schon früher, während sie sich durch die Fernsehprogramme zappte, ihr eklektischer Geschmack in Filmen aufgefallen. Dass dieser alte Mann in einer schönen Schmonzette Clint Eastwood sein sollte, wollte sie kaum glauben, da sie ihn doch nur in der Blüte seiner Spaghettiwestern-Jahre kannte, und seine Partnerin Meryl Streep war ihr gänzlich unvertraut. Obskure Horror- oder Science-Fiction-Filme kannte sie, aber Steven Spielbergs *E.T.* sagte ihr nichts. Beim Durchforsten unserer Videothek wählte sie *Point Grosse Blank* mit John Cussack, über den ich mich, als ich mich mit schlechtem Gewissen hinzugesellte, auch beim dritten Mal gemeinsam mit ihr amüsierte, sowie einen Film mit Alec Guiness aus den 1950er Jahren, den ich nur besass, weil Eric Ambler das Drehbuch geschrieben hatte, doch den sie, trotz der fremdländischen englischen Provinzmentalität vom Ende des 19. Jahrhunderts, erstaunlicherweise ganz nett fand.

Wie kam sie, fragte ich deshalb, zu ihren Filmen, da es doch keine Kinos gab und die ghanaischen Fernsehsender sich die jüngsten Hollywoodproduktionen nicht leisten konnten? Vom ersten Besuch in Ghana her erinnerte ich mich noch, etwas nostalgisch, an Videovorführungen im lauschigen Innenhof eines Hotels, bei denen man sich von der sechsten Bankreihe aus den Hals verrenkte, um weit vorn ein paar Schatten in einem amerikanischen C-Film herumhuschen zu sehen. Meine Erzählung bestaunte Mavis freundlich als anachronistisch. Nein, meinte sie, Filme würden heute vom Internet herunter geladen. Ob das nicht teuer sei? wunderte ich mich, da ich wusste, dass sie selber über keinen Computer verfügte und es an den Universitäten kaum direkten Internetzugang gab.

Also erklärte sie, wie es gemacht wird. Man setzt sich in ein kommerzielles Internetcafé, sucht einen Film, den man herunterladen kann, öffnet ein verstecktes *file* und beginnt den Film in dieses *file* zu laden. Dann verlässt man den Computer, um die paar Minuten Benutzungsgebühr zu bezahlen. Am nächsten Tag setzt man sich im selben Café an den selben Computer, öffnet das versteckte *file*, in dem mittlerweile der ganze Film geladen ist, sichert ihn auf eine CD-Rom, die man sich bei einer Kollegin, die einen DVD-Apparat besitzt, anschaut. Das müsse doch bemerkt werden, wenn da ständig herunter geladen werde, wandte

ich ein. Nein, lachte sie, die Internetcafé-Betreiber hätten keine Ahnung von Technik. Die hätten nur irgendwo Geld auftreiben können, ein paar Computer in einen Raum gestellt, und hofften jetzt auf eine selbsttätige Geldvermehrung.

Ein befreundeter Computerspezialist, selber mit einer Afrikanerin verheiratet, fand die Geschichte, um seine Meinung befragt, knapp glaublich, wenn denn das Internetcafé 24 Stunden am Tag offen sei, oder die Studenten über ein Programm verfügten, das einen *download* nach einem Unterbruch wieder aufnehme, was ich Mavis sofort zutrauen wollte. So kommt die afrikanische Jugend billig zu Filmen. Deren Auswahl und Qualität hängt freilich davon ab, was verfügbar ist, und bekanntlich sitzen die so genannten *content provider*, auch die alternativen, nach wie vor im Norden.

Wanderungen, hatte sie auf eine entsprechende Frage zu verstehen gegeben, seien nicht ganz ihre Sache. Dennoch nahm ich sie am Nachmittag zu einem kurzen Fussmarsch auf den benachbarten Schlosshügel mit, und beim steilen Aufstieg entwickelte sie plötzlich etlichen Ehrgeiz. Nach zwei fraglosen Tagen wollte sie jetzt plötzlich wissen, was auf den zu unsern Füssen ausgebreiteten Feldern angepflanzt werde, was ich ihr einigermassen beantworten konnte. Nach den Namen der umliegenden Dörfern fragte sie glücklicherweise nicht, die hätte ich bei meinem rudimentären Orientierungsvermögen auch nicht abrufen können, obwohl, wie ich mich später erinnerte, mein Vater, als Gemeindeingenieur, einst eine Relieftafel hatte in Auftrag geben lassen, die noch am Strassenrand angebracht sein musste und die halbbatzigen Schönheiten der Gegend benannte; eine Erinnerung, die sich dann aber als falsch herausstellte, weil nicht die Relieftafel im Städtchen sondern die an einem entlegeneren Aussichtsort von meinem Vater angeregt worden war.

Am Abend holte ich ein afrikanisches Brettspiel hervor, das wir in zwei Varianten besassen, einer einfacheren, originalen, die ich einst aus Ghana mitgebracht hatte, und einer angereicherten, die ein Ethnologe für den Westen geschaffen und vertrieben hatte. Mavis

erklärte mir zügig die Regeln der einfachen Version, die mir entfallen waren, dann brachte ich ihr die elaborierteren bei, die sie schnell begriff und sogleich gegen mich zur Anwendung bringen wollte. Als ich auch das dritte Spiel gewann, wirkte sie erstaunt, oder sogar verärgert? Einen Moment lang überlegte ich, sie gewinnen zu lassen; aber solche Rücksichtnahme ging denn doch zu weit.

Vierter Tag

Für den vierten Tag bot ich ein Museum oder eine Bibliothek zur Auswahl an und führte sie nach getroffener Wahl in die Eingeweide der Stadtbibliothek, wo, immer wieder erstaunlich, Zehntausende von Büchern zugänglich aufgereiht stehen. Da wurde sie sogleich lebhaft. Wir schlugen englische Bücher über Ghana nach, folgten einigen Spuren, dann nahm sie sich ein englisches Standardwerk über Ozeanografie in den Lesesaal mit; während ich an einer Übersetzung arbeitete, las sie sich quer durch den Wälzer, blickte gelegentlich über die schicke Lesebrille hinweg auf die fleissigen Studentinnen und Studenten mit ihren Laptops. Mein Herz schlug schneller ob dieser Begeisterung für Bücher. Ich erinnerte mich an jene Episode, als ich ihr, nachdem sie die jüngsten Zeugnisnoten aus dem Gymnasium geschickt hatte, scherzend geschrieben hatte, ich als Kulturtäter sehe mit Bedauern, dass die Noten in Kulturwissenschaften nicht ganz ihrem üblichen hohen Standard entsprächen, worauf sie mir im nächsten Brief eilig Besserung versprach, die sich im nächsten Zeugnis auch bereits manifestierte. So waren meine zurückhaltenden pädagogischen Anstrengungen nicht ohne Erfolg geblieben, dachte ich stolz.

Heimgekommen, fand ich in der *mailbox* die Nachricht jenes südafrikanischen Anwalts, dessen englischen Text zum Thema illegitimer Schulden und Menschenrechte ich gerade für eine Broschüre übersetzte. Er hatte mir, wie er schrieb, kleinere Korrekturen geschickt, die ich noch in die Übersetzung einarbeiten sollte. Also bat ich Mavis, die beiden englischen Fassungen miteinander zu vergleichen und anzustreichen, wo die Unterschiede lägen. Das erledigte sie sorgfältig und speditiv, ohne sich zum Inhalt zu äussern; was mich kurz irritierte, da sich der Text spezifisch mit Gründen für die weiter bestehende Unterentwicklung Afrikas beschäftigte und sie in ihren Briefen zurückhaltend aber konstant ein politisches Interesse geäussert hatte.

©Stefan Howald 2006

Dafür sahen wir uns am Abend gemeinsam im Fernsehen die Leichtathletik-WM an. Obwohl sie einst behauptet hatte, sie mache sich nichts aus Sport, feuerte sie jetzt die wenigen ghanaischen Sportler an, begrüsste die Silbermedaille einer Siebenkämpferin mit einem kleinen Freudenschrei.

Tja, ihre Ausrufe. Die sollten wir noch gelegentlich zu hören bekommen. Wobei Ausruf den Laut nur ungenügend wiedergibt. Die Ausrufe waren nicht sehr laut, aber deutlich und überraschend. Sie konnten Verwunderung wie Freude ausdrücken. Ihre helle Stimme erklang dann noch heller, kindlicher. Das Gegenstück bildete ein dumpfes Stöhnen, eine Art Grunzen, wenn denn dieser Begriff nicht zu viele unglückliche Konnotationen hätte. Überhaupt tat sich im Verlauf des Aufenthalts eine ganze Palette vokaler, nonverbaler Reaktionen auf. Ins Schauen, Lesen vertieft, begann Mavis gelegentlich leise zu singen, rhythmisch die Hände zu wiegen und beinahe lautlos zusammenzuschlagen. Ein sanfter Klangteppich umgab sie öfters.

Dagegen kamen immer noch keine Fragen. R. tat sich schwer damit, wunderte sich, wie man sich so wenig wundern konnte, während ich mir die Warnung einer Afrika-Expertin vorsagte, als Pateneltern seien wir für Mavis immer noch Autoritätspersonen, die es nicht mit Fragen zu belästigen, gar zu hinterfragen gelte, oder vielleicht, dachte ich, ist sie auch schlichtweg überwältigt, und sie war ja nicht unaufmerksam, im Gegenteil. Tatsächlich beobachtete sie genau. Die Küche hatte sie bald im Griff. Unserer Katze war sie zu Beginn eher gleichgültig begegnet, hatte distanziert zugeschaut, wie wir sie fütterten, wobei wir uns, aus schlechtem Gewissen, mit irgendwelchen Spezereien für unseren verwöhnten Kater zurückhielten. Als ich Mavis dann eines Tages bat, schnell etwas Futter in den Napf zu leeren, fand sie die Büchsen auf Anhieb und reproduzierte haargenau, was wir getan hatten, in der richtigen Mischung von Trocken- und Nassfutter. Ein paar Tage später wies ich im paläontologischen Museum der Stadt, das sie als Geographiestudentin durchaus interessierte, auf ein paar Fundstücke in der Nähe unseres Wohnorts hin, und auf den deutsch beschriebenen Schautafeln entzifferte sie plötzlich den Namen jenes Dorfes, der auch als Endstation auf unserem S-Bahn-Zug verzeichnet stand.

Fünfter Tag

Am fünften Tag konnte ich einen Zahnarzt-Besuch nicht aufschieben und schlug Mavis vor, sie solle im Café auf mich warten, was sie ablehnte, stattdessen im Warteraum in

©Stefan Howald 2006

irgendwelchen deutschsprachigen Zeitschriften blätterte, anspruchsvollen, wie ich angesichts meiner Zahnärztin klarstellen möchte. In einem englischen Buchladen hatten wir zuvor die vorrätige afrikanische Literatur durchgesehen, aber Mavis zog dann doch einen englischen Klassiker vor, wobei ich angesichts der geäusserten Vorliebe für Gruselgeschichten und ihres psychologischen Interesses in einiger Verlegenheit *Dr Jekyll and Mr Hide* empfohlen hatte. Danach wünschte sie sich, erneut die Stadtbibliothek zu besuchen, was mich mit tiefer Befriedigung erfüllte. Nach einigen selbstständigen Erkundungen und nachdem ich ihr ein paar Seiten aus einem Geschichtsbuch kopiert hatte, überraschte sie im Einkaufszentrum unter dem Bahnhof wieder mit einer unerwarteten Frage, der dritten wohl bislang: Wozu das Wasserspiel diene? Ich fragte zurück, wie sie das meine, wozu es diene? Zu nichts Besonderem, nur zum Vergnügen, als schöner Schein, als ästhetischer Genuss. Was sie mit Kopfschütteln quittierte. So schob ich nach, dass dabei nicht allzu viel Wasser vergeudet werde, weil es immer das gleiche sei, das da im Kreislauf recycelt werde; was ich zwar nicht wusste, aber doch annahm. Schliesslich ist der Kampf ums Wasser eine zentrale Frage in der dritten Welt, gerade auch in Ghana, wo die Wasserversorgung teilweise schon privatisiert worden ist, mit den ersten verheerenden sozialen Folgen.

Eine Kollegin, vielfach erprobte Afrika-Kennerin, hatte auf meine Frage, wie denn unser Besuch zu beschäftigen sei, kurz und bündig und etwas zynisch erklärt, am dringlichsten werde sich Mavis für die Schweizer Warenhäuser interessieren. Das hatte bislang nicht zugetroffen, im Gegenteil; zu viele Läden, hatte Mavis mehrfach erklärt, als wir durch die Stadt geschlendert waren, und zu viel zu kaufen. Womöglich, so dachten wir, steckte das heikle Thema Geld dahinter. Wir hatten zuvor unaufdringlich-deutlich erklärt, was von uns zu erwarten sei: Die gesamten Auslagen für den Flug, für den Aufenthalt in der Schweiz, Essen, Transport, Eintritte. Was sie für sich kaufen wolle, müsse sie dagegen selber berappen. Natürlich, so war uns klar und nahmen wir an, dass auch ihr klar war, würde es am Schluss noch einige Geschenke geben; aber zu Beginn des Aufenthalts hielt ich mich strikt an den Vorsatz und machte keinerlei Anstalten, ihr etwas zu kaufen, an dem sie etwa Interesse gezeigt hatte. Sie verfügte selber über ein wenig Geld, den Restbetrag, der übrig geblieben war, nachdem sie in Accra Flugbillet und Versicherung bezahlt hatte. Später telefonierte eine Tante aus London, eine Schwester der Mutter, und nannte die Adresse einer Bank, auf der sie 100 Franken beziehen könne, mit einer Nummer an der Bahnhofstrasse, die ich in Zürich nicht ausfindig machen konnte, bis ich merkte, dass es sich um die lokale Post in unserem

Dorf handelte, wo Mavis das Geld anstandslos bezog. Bewundernswert ist diese Globalisierung, und profitabel, wenn man sich die Überweisungsgebühren anschaut.

Von einem Mitstudenten hatte sie den Auftrag erhalten, einen USB-Sticker zu kaufen. Also gingen wir durch ein paar Läden, rechneten die Schweizer Preise in astronomische Millionenbeträge ghanaischer Cedis um, nur um zu beschliessen, dass so etwas preisgünstiger in Ghana gekauft werde, wo es auf dem Markt durchaus erhältlich ist.

Sechster Tag

Da sowohl R. wie ich an diesem Tag auswärts arbeiten musste, hatten wir entschieden, dass ich Mavis an meinen Arbeitsplatz in B. mitnähme. Wir hatten im Büro gerade Schwierigkeiten mit einem neuen Adressprogramm. Vielleicht gab es nach dem Handy ja noch einen weiteren Technologietransfer aus der Dritten in die Erste Welt. Jedenfalls zeigte sich Mavis nicht abgeneigt, die Sache einmal anzuschauen. Eine Lösung zu finden war dann doch etwas zu viel erwartet und verlangt. Also hing sie müssig in unserem Büro herum, während ich mit nervösem Blick auf sie einige Arbeiten erledigte; zusammen mit meinem Arbeitskollegen nahmen wir ein Mittagessen in einem thailändischen Restaurant mit knappem Blick auf den träge vorbeiziehenden Fluss ein. Allein wollte sie sich nicht in die Stadt aufmachen, deshalb beschloss ich den Arbeitstag frühzeitig, schlug ihr vor, mit der Fähre über den Fluss zu setzen, was sie entschieden zurückwies. In Cape Coast waren etliche Studentinnen und Studenten in den Wellen des Atlantiks ertrunken, erzählte sie, weshalb sie seither Wasser scheute, schon beinahe abergläubisch, schien mir, wofür ich mich sofort schalt, da ihr Vorurteil doch handfeste und tragische Gründe hatte.

Für Mavis war das ein verlorener Tag gewesen, dachte ich am Abend zerknirscht, und schon war beinahe die Hälfte ihres Aufenthalts vorbei. Von der spektakulären Schweiz hatte sie noch nicht viel gesehen. Zu diesem Zweck hatten wir eine zweitägige Reise geplant, ins Tessin, dann via Domodossola ins Wallis, auf den Aletsch-Gletscher, und zurück nach D.

Siebter Tag

So zogen wir am nächsten Morgen los, mit Rucksack und Tagesverpflegung. Im Zug durch den Gotthard verwandelten wir uns in Touristen; R. identifizierte nach jedem Kehrtunnel die

Kirche von Wassen, und ich erinnerte mich plötzlich, noch bevor die aktuelle Verfilmung ins Kino kam, an jenes Kinderbuch um Eugen und seine Streiche, zog meinen Schuh aus und hängte ihn ans Gepäcknetz, wo er sich halbwegs, wie versprochen, im Kreis zu drehen begann, was Mavis mit einem ihrer kurzen Ausrufe quittierte.

Den Abstecher nach Lugano verbanden wir mit dem Besuch bei einem langjährigen Freund, nach dem Mittagessen stellten wir uns malerisch vor den See und eine eher dilettantische Skulptur, die Mavis verständnislos betrachtete. Die Fahrt von Locarno ins Centovalli liess uns zuweilen den Atem stocken, und bei jeder Biegung der Zugstrecke machten wir Mavis auf eine noch überwältigendere Aussicht aufmerksam. Die nahm es schweigend hin, wurde zusehends bleich im Gesicht. Selbst der Gotthard, realisierten wir, war für die Magengrube eine ziemlich liebliche Steigung gewesen verglichen mit dem, was ihr jetzt zugemutet wurde. Schliesslich legte sie sich auf die Zugsbank und wollte von all den mitteleuropäischen Schönheiten nichts mehr wissen.

Endlich kam das Bähnchen zu einem Halt. Zwei italienische Zollbeamte nahmen die Pässe an sich, händigten die meisten sofort wieder aus, behielten nur unsere drei. Ein paar Minuten vergingen. Mir begann, etwas zu schwanen. Tatsächlich kamen sie mit dem Pass von Mavis in den Händen zurück: Wo denn das Visum für Italien sei?

Wir wollten eigentlich nicht nach Italien, sagten wir, auf Englisch, nur wieder in die Schweiz.

Nun, das führe halt durch Italien. Dazu brauche es laut Schengen ein Visum.

Schengen. Dagegen hatte ich gekämpft und dann doch Ja gestimmt, um nicht mit den falschen Leuten im Boot zu sitzen, aber jetzt merkte ich, dass ich nicht wusste, was der Hinweis der Zollbeamten bedeutete: Dass Mavis sich hätte ein Schengen-Visum organisieren müssen, das den Aufenthalt im ganzen Zollgebiet erlaubte? Oder dass nach Schengen immer noch unterschiedliche Visa nötig waren?
Wegen der Gültigkeit des Bahnbillets für den Transit durch Italien hatten wir uns erkundigt, und wir hatten überprüft, dass Mavis Visa für Deutschland und die Schweiz besass. An die Notwendigkeit eines italienischen Visums hatten wir schlicht nicht gedacht.

Was also, fragte ich, sollten wir tun?

Nun, aussteigen und zurückfahren.

Wir stiegen aus, zornig, versuchten zu argumentieren, griffen dann zu Sarkasmus, zu kalter Verachtung; es nützte nichts. Die Bahn fuhr ohne uns weiter. Die beiden Beamten, die sich aufs sachliche Pflichtbewusstsein zurückgezogen hatten, begannen ein Formular zum Vorfall auszufüllen. Mavis tat, als ginge sie das alles nichts an und wollte zuerst nicht

Respingimento alla Frontiera

unterschreiben; ich las den Zettel durch, er hielt fest, dass Mavis Ewuresi Tandoh die Einreise am soundsovielten verweigert worden sei, schien aber nichts zu präjudizieren, kein Eintrag in irgendeinem zentralen Register, und überhaupt, erklärte Mavis, während sie schliesslich schwungvoll und verächtlich ihren Namen unter das Formular setzte, mit Italien wolle sie in ihrem ganzen Leben nie mehr etwas zu tun haben.

So sassen wir im Niemandsland fest. Der nächste Zug zurück nach Locarno fuhr in einer Stunde. Es gab einen kleinen Wartsaal, dahinter die Wachstube, ein paar Meter weiter oben, an die Wand geklebt, die Strasse durchs Tal samt zweiter Zollstation. Kurz debattierten wir, ob wir per Autostopp zurückfahren wollten, aber das war mit Unwägbarkeiten verbunden, und auf der Grenze lässt sich nicht gemütlich leben. Ein holländisches Paar war aus einem Auto

gestiegen, und ein Kleinkind gestikulierte in unsere Richtung, was Mavis zu erzürnen schien. *Do I look like a monkey to you?*, fragte sie in Richtung des Kindes, und nochmals, singend: *Do I look like a monkey to you?* Wir glaubten, ausmachen zu können, dass das Kleinkind gar nicht Mavis gemeint hatte, sondern auf die Bahnstation zulief, doch der Ärger von Mavis schien durch die gesamte Situation aufgestaut und entlud sich jetzt, womöglich formelhaft.

Mit Mavis' Handy telefonierten wir ins Wallis, dass das verabredete Essen geplatzt sei. Endlich kam der Gegenzug, in den wir, von den Grenzbeamten ignoriert, einstiegen. Um 19 Uhr trafen wir wieder in Locarno ein, überlegten uns, dort zu übernachten und am nächsten Tag einen erneuten Weg zu wagen, die elende italienische Ecke zu umschiffen. Aber Mavis verweigerte sich allen Plänen, wollte nur nach Hause. Also gingen wir in ein Restaurant in der Nähe des Bahnhofs, das, natürlich, an diesem Tag, ein eher mässiges Abendbrot bot, rumpelten dann wieder, ziemlich schweigsam, durch den Gotthard. Um ein Uhr nachts waren wir zurück in D. R. und ich sanken ins Bett, doch Mavis ging es wieder besser, im Fernsehen lief ein Bollywood-Film mit Liedern und Liebesszenen, die glücklicherweise nicht in einer Heirat im Berner Oberland kumulierten; von Bergen sollte Mavis im Verlauf ihres Aufenthalts nichts mehr wissen wollen.

Achter Tag

Nach diesem Desaster liessen wir unser Patenkind am nächsten Morgen ausschlafen. Zur Mittagsstunde wankte sie aus dem Zimmer; sie hatte sich die indischen Liebesverwicklungen bis um 3 Uhr morgens angeschaut. Jetzt schickten wir sie allein nach Zürich. Nach drei Stunden kehrte sie zurück. Was sie denn so gemacht habe? fragten wir, und sie meinte, sie sei in der Nähe des Bahnhofs herumflaniert, sei auch mit einem Ghanaer ins Gespräch geraten, der sie zu einer Verabredung eingeladen habe, die sie aber nicht einzuhalten gedenke. Das abendliche Fernsehprogramm schien sie mehr zu reizen, irgendwelche dubiosen Filme auf

Deutsch oder auf Französisch, deren Semantik sich offenbar durch die globalisierte Filmsprache einigermassen erschliessen liess.

Neunter Tag

Noch immer von schlechtem Gewissen geplagt, erkundigte ich mich am nächsten Morgen, ob sie unserem ausgewogenen Frühstück mit Brot und Birchermüesli womöglich ein englisches Frühstück vorziehe, was sie, etwas zögernd und überraschend, bejahte. So briet ich ihr ein *scrambled egg with bacon*, was von nun an zu meiner morgendlichen Pflicht wurde. Dafür verknurrte ich sie abends dazu, die Radieschen im Salat zu essen, die sie bislang als zu scharf zurückgewiesen hatte, was sie mit einem unwilligen Ausruf pflichtschuldig akzeptierte.

Am zweiten Tag hatte ich Mavis gefragt, wie es sich anfühle, unter so vielen Weissen, und sie hatte gelassen geantwortet, es sei nichts Besonderes. Im Übrigen fiel sie gar nicht so auf im Hauptbahnhof oder im Vorstadtbahnhof, wo regelmässig etliche Afrikanerinnen, auch Brasilianer, in den Zug steigen, ja, sogar in D. wohnen mittlerweile ein paar Schwarze.

Mir hingegen machte eine bestimmte Konnotation zu schaffen. Wenn ich mit Mavis im Zug fuhr oder durch die Strassen schlenderte, trafen mich, so schien mir, unzweideutige Blicke. Nun hatte sie den Wunsch nach einer Tätowierung in Form eines Engels geäussert, und nachdem ich mich versichert hatte, dass sie nur an ein Abziehbildchen dachte, glaubte ich, ein solches sei leicht zu beschaffen, weil der überall sichtbare Trend auf der nackten Haut junger Frauen auf ein reges Angebot schliessen liess. Darin hatte ich mich freilich getäuscht. Trotz etlichen Suchens fanden wir in den einschlägigen Warenhäusern nichts, so dass ich mich schliesslich doch an das Verkaufspersonal wenden musste, aber als ich, betont beiläufig, formulierte, ich suchte ein Tätowierbild, oder wie sich dies nenne, für meine Patentochter aus

Ghana, beschieden mir verschiedene gelangweilte junge Verkäuferinnen, dass sie so etwas nicht führten und mir auch nicht sagen könnten, wo es dies gebe. Endlich fanden wir in einem Laden mit modischen Accessoires, was sich offiziell *body art* nannte. Zwar waren keine Engel vorhanden, aber immerhin Schmetterlinge, die sich Mavis zuhause sogleich auf den Oberarm applizierte. Doch die rötlichen Farben wollten auf ihrer dunklen Haut nicht recht zur Geltung kommen; und später, nach

©Stefan Howald 2006

der Rückkehr, berichtete sie eher enttäuscht, die verbliebene *body art* habe sich schnell verbraucht.

Nach solch eher dekadenter Vergnügung war der Nachmittag handfesteren Dingen gewidmet. Wir hatten für den nächsten Tag eine Party für Mavis geplant, und dazu suchten wir *plantain* und Süsskartoffeln und vielleicht andere ghanaische Spezialitäten. Im Telefonbuch und Internet hatten wir zwei afrikanische Läden in der Stadt ausfindig gemacht, aber der Kontrollanruf beim ersten endete bei einer ungültigen Nummer. Beim zweiten wurden immerhin Öffnungszeiten bekanntgegeben, obwohl das Telefon bei verschiedenen Anrufen während dieser Öffnungszeiten nicht abgenommen wurde. Dennoch machten wir uns in jenen Vorort auf, in dem der Laden angeblich situiert war. Da verliefen sich die Strassen unter einer Schnellstrasse, die Nummern wechselten plötzlich die Richtung, was mich verwirrte. Doch eine Passantin versicherte auf unsere Fragen nach einem afrikanischen Lebensmittelladen, dass sich an der nächsten Strassenecke ein Laden mit fremdländischen Stoffen befinde, und da wir noch zögerten, während sie in eben jene Richtung weitergegangen war, winkte sie uns mit freudigen Gebärden und bedeutete uns, nur die Strasse zu überqueren, um zu finden, was wir suchten. Tatsächlich hingen im Fenster ein paar *Ashanti*-Kleidungsstoffe, und *Ghanata* verkündete ein Schild darüber. Als wir eintraten, trafen wir auf zwei junge Männer, die taten, was man nicht besser als mit herumlungern beschreiben kann, während am Boden eine Kiste mit überreifen *plantain* und eine zweite mit etwas Maniok vor sich hin dämmerte und verstaubte Regale mit ein paar kunsthandwerklichen Gegenständen und abgepackten Lebensmitteln gefüllt waren. Nein, Süsskartoffeln führten sie nicht, erklärten die beiden, und stellten dann mit erwachender Lebhaftigkeit schnell fest, dass sie wie Mavis aus Kumasi stammten. Ob wir beide verheiratet seien? wollten sie gleich darauf wissen, und als ich verneinte, warum ich diese schöne Frau denn nicht heirate? Was ich mit dem Hinweis konterte, dass ich das, eigentlich, praktisch, schon sei. Als so der Weg frei schien, wurden sogleich Adressen ausgetauscht und ein Rendez-vous verabredet, das Mavis, wie sie nach dem Verlassen des Ladens erklärte, nicht beabsichtigte, einzuhalten. Sie verstehe nicht, erklärte sie entschieden, wie die beiden denken könnten, sie wolle in die Schweiz ziehen, davon könne keine Rede sein, natürlich gehe sie nach Ghana zurück; was ich nur beifällig unterstützen konnte.

Die Süsskartoffeln fanden wir wenig später beim Grossverteiler, in dessen Sortiment das Exotische längst seinen bescheidenen Platz hat. So bepackt fuhren wir in die Innenstadt, die

©Stefan Howald 2006

sich allmählich für die Street Parade füllte. Rap schätze Mavis durchaus, sie hatte mir einst sogar die eigenständige ghanaische Form des Gospel Rap in einem Zusammenschnitt auf einer Kassette dokumentiert, aber Techno, nein, das fand sie langweilig. *Boring, boring*, im klatschenden Takt. Wir schritten ein paar Wagen und Kostüme ab, während Musik und Pfeifen und schrilles Lachen um uns brandeten. Der überquellende Abfall, das viele nackte Fleisch schockierten Mavis offensichtlich. *Why are they doing this?* murmelte sie, begleitet von verschiedenen Ausrufen in unterschiedlichen Tonstufen, die alle nichts Gutes zu bedeuten schienen. Ich entwickelte mässigen Ehrgeiz, ihr das Treiben erklären zu wollen; nach zwei Stunden kehrten wir aufs beschauliche Land zurück.

Zehnter Tag

Für die Party, die zu ihren Ehren stattfinden sollte, packte Mavis die Geschenke aus, die sie uns mitgebracht hatte. Mir war ein Hemd zugedacht, Batik, blau, mit brauner Musterung, es waren nicht ganz meine Farben, aber annehmbar. Für R. hatte Mavis ein afrikanisches Kleid mitgebracht, wunderschön schwarz gewoben. Als R. hineinschlüpfte, versank sie darin, oder schwamm darin herum. Mavis war selber ziemlich schlank, doch diese Kleidergrösse entsprach einer traditionelleren afrikanischen Postur. Mavis sah die komische Seite der Sache, versicherte aber, sie werde das Kleid einnähen, was sie später als hoffnungslos anerkannte; so konnte R. ihr dann taktvoll erklären, dass es wohl besser sei, sie nähme das Geschenk wieder mit sich zurück.

Während R. für die logistische Generalstabsarbeit zuständig blieb, zeigte mir Mavis, wie man *plantain* und Süsskartoffeln raffelte, warf die Schnipsel in die Bratpfanne, trocknete sie, wie am Fliessband, für grosse Gelegenheiten und viele Gäste, und ordnete sie zu *platters* an.

Mavis selber stürzte sich in ein Festgewand, das sie irgendwo in ihrem kleinen Koffer mitgebracht hatte, begrüsste dann die langsam eintreffenden Gäste, wie eine Gastgeberin, die sie ja auch war, unterhielt sie auf entsprechende Fragen mit Erzählungen über Ghana, lebhaft, wie wir sie noch kaum je gesehen hatten, und gesprächig; doch als die ersten Gäste aufbrachen, setzte sie sich vor den Fernseher und schaute sich erneut die Leichtathletik-WM an, ein Interesse, das andere mit ihr teilten, während ich mich vornehm zurückhielt.

Elfter Tag

An diesem Tag musste ich einen Text über Südafrika fertig übersetzen, hing gleichzeitig am BBC-Webradio, um den Cricket-Match zwischen England und Australien zu verfolgen, die berühmten *ashes*, in dem die Australier, die unschlagbaren Australier, von den Engländern unter Druck gesetzt wurden, drohten, den Match aus dem Feuer zu reissen, und dann zum Schluss gerade noch ein Unentschieden retten konnten, nach fünf Tagen Hochspannung herzstoppend bis zum letzten Ball; ich tauchte gelegentlich in der Küche auf, um mich mit einem Tee zu stärken, während Mavis ein wenig in *Dr Jekyll* las, sich müssig durch unsere Videosammlung zappte.

Am Abend fuhren wir mit meinen Eltern in den benachbarten Aussichtsort, um den Geburtstag meiner Mutter zu begehen. Reserviert hatten wir in einem altehrwürdigen Turmrestaurant, das Schweizer Menues und asiatische Küche anbot, in unserer Multikultur, die, oberflächlich, längst die Provinz erobert hat. Man konnte, gedolmetscht, übers Essen reden und übers Wetter und Flora und Fauna und nochmals unser Abenteuer im Centovalli auf der Seele zergehen lassen; freundlich staunend half Mavis, die Mutter mit dem Rollgestell vom Auto und zurück zu begleiten.

Zwölfter Tag

Was konnten wir als Ersatz für den entgangenen Aletsch-Gletscher anbieten? Von Bergen wollte Mavis nichts mehr wissen, also schlug ich eine kurze Reise an die Schweizer Nordgrenze vor, zur kleineren Grenzstadt. Der Rheinfall beeindruckte sie nicht besonders; das war halt wieder wildes Wasser. Den Munot erkundigten wir dagegen mit einigem Interesse. Erinnerte sie der an die Sklavenforts an der ghanaischen Küste? Dort hatte ich bei meinem zweiten Besuch in Ghana amerikanische schwarze Touristen erlebt, die sich zurück zu ihren Wurzeln aufgemacht hatten; was ich verstehen wollte und doch nicht ganz verstand.

Kürzlich hatte ich einen Sammelband mit Texten des berühmtesten Sohns der Schweizer Grenzstadt veröffentlicht, und wir stiegen zu

dessen Büste hoch, zu der ich eine Anekdote beisteuern konnte: Kurz vor dem 250. Jahrestag von dessen Geburtstag hatten Pfadfinder, *boy scouts*, eine Abseilübung veranstaltet und dabei den Kopf vom Sockel gerissen, so dass die Jahresfeier ohne die Büste stattfinden musste, was Mavis milde amüsant fand. In der Stadt schlenderten wir durch ein paar Läden, und prüften erste Geschenke, schliesslich entschied sich Mavis, während sie sorgfältig ihr Geld zählte, für zwei Kosmetiksets in billigen Plastiktaschen, *junk*, wie ihr wohl selbst bewusst war, die sich aber schnell und einfach in verschiedene Geschenke zerlegen liessen.

Am Abend holte eine Tochter von Freunden Mavis ab. Die war auch schon in Ghana gewesen, in Kumasi, studierte jetzt, es gab einige Anknüpfungspunkte; nach drei Stunden lieferte sie Mavis wieder ab, leicht erstaunt, dass der die Ausdauer schon ausgegangen war. Doch Mavis hatte ein Fieberbläschen auf der Lippe, das sie immer wieder betastete, bis ich es ihr verbot; später schlief sie auf dem Sofa in der Stube ein, worauf sich unsere Katze auf ihrem Bauch einzurichten begann, was Mavis zuerst unwillig hochfahren liess, was sie aber am nächsten Morgen mit etlichem Stolz und einigen Ausrufen erzählte.

Dreizehnter Tag

Die zwei Wochen waren beinahe abgelaufen. Der letzte volle Tag musste fürs Einkaufen vorgesehen sein. Jetzt gab es kein Halten mehr. Gürtel, Kleider wurden geprüft, billige Uhren erwogen. Aber Schuhe zu kaufen lohnte sich dann doch wieder nicht, wenn man die Schweizer Preise in Cedis umrechnete, und das verbleibende Schweizer Geld ebenfalls in Cedis umrechnete. Ein Mitstudent hatte sie um Kondome gebeten, was wir durchaus sinnvoll fanden, bis Mavis mit missbilligendem Schnauben erklärte, die seien zum Aufblasen für irgendwelche Festivitäten gedacht. Schliesslich, das pièce de résistance: Schweizer Schokolade für alle Verwandten und Bekannten. Da war die Absurdität der Globalisierung. Mavis hatte uns ghanaische Schokolade mitgebracht, die R. schätzte, die mir aber zu schokoladig war, da ich die sämige Schweizer Milchschokolade vorziehe. Jetzt musste Mavis kiloweise Schweizer Schokolade ins Kakaoland Ghana importieren. Also empfahl ich ihr im Einkaufscenter einen Discounter, der Tafeln im Multipaket anbot und aus dem sie tatsächlich mit 30, oder 40, Tafeln Schokolade zurückkehrte. Dazu ein paar Säckchen mit Gummibärchen einer besonderen Marke. Ich hatte gewusst, dass Ghana einst ein bevorzugtes Entwicklungsland für die BRD wie die DDR gewesen war und dass sich Kontakte zu

Deutschland weiterzogen; aber dass sich die Werbung eines bekannten TV-Showmasters dort festgesetzt hatte, erstaunte mich, oder vielleicht war die Wahl der Marke auch nur Zufall.

Was würden wir ihr schenken? Die Frage hatte uns seit einigen Tagen umgetrieben. R. trennte sich von einem Pullover, den Mavis gern getragen hatte; ich fand einen funktionierenden Scanner eines alten Computer, den wir entbehren konnten. Zwar blieb Mavis unbestimmt, ob sie ihn auch wirklich gebrauchen könne, aber auf jeden Fall liess er sich ja auf dem Markt in Kumasi zu Geld machen. Wie sieht es mit Büchern aus? fragte R. Mit einem schönen Weltatlas, oder etwas Enzyklopädischem fürs Studium? Unser Patenkind krauste die Nase. Nein, das wurde ihr zu schwer, da wäre es besser, wie sie unverblümt erklärte, ihr etwas Geld zu schicken und die Bücher, die sie fürs Studium brauchte, in Ghana zu kaufen; worin ich ihr zustimmen musste.

Da R. an diesem Abend arbeitete, verknurrte ich Mavis dazu, mit mir zu kochen, ein Stew und nochmals *plantain*, was wir an einem lauen Abend im Garten zu uns nahmen. Der Flug würde am nächsten Morgen in aller Frühe starten, und wir mussten den allerersten Lokalbus zum Flughafen erreichen. So hatten wir in den letzten Tagen diskutiert, ob wir eine Freinacht mit Spielen und Videos veranstalten sollten. Aber kurz nach neun zog sich Mavis ins Zimmer zurück, um noch etwas zu lesen, und als R. von der Arbeit zurückkehrte, schlief unsere Patentochter schon, worauf wir die nächsten Stunden leise und etwas bedauernd durch die Wohnung schlichen.

Vierzehnter Tag

So gab es am frühen Morgen nur eine kurze Verabschiedung zwischen Mavis und R. Schlaftrunken sassen Mavis und ich schweigend im Bus. Den Scanner hatten wir ihr als Handgepäck zubereitet. Nach kurzem Winken entschwand sie hinter der Passkontrolle ins Flugzeug. Ich fuhr belämmert nach Basel zur Arbeit. Am Abend rief Mavis aus Accra an. Sie sei gut angekommen, bedankte sich erneut, wir machten einen Witz über *plantain* und Radieschen, dann war die SIM-Karte abgelaufen.

©Stefan Howald 2006